

Martina Kumlehn  
Andreas Kubik (Hrsg.)

# Konstrukte gelingenden Alterns

**Kohlhammer**

**Kohlhammer**



Martina Kumlehn  
Andreas Kubik (Hrsg.)

# Konstrukte gelingenden Alterns

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten

© 2012 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Umschlag: Gestaltungskonzept Peter Horlacher

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 978-3-17-021647-1

# Inhalt

|               |   |
|---------------|---|
| Vorwort ..... | 7 |
|---------------|---|

*Andreas Kubik*

|                  |   |
|------------------|---|
| Einleitung ..... | 9 |
|------------------|---|

## A. DAS ALTERNDE SELBST – SELBSTBESTIMMUNG UND SINNSTIFTUNG

*Thomas Rentsch*

Fürsorge am Lebensende.

|                                 |    |
|---------------------------------|----|
| Philosophische Grundlagen ..... | 22 |
|---------------------------------|----|

*Jörg Dierken*

|                                              |    |
|----------------------------------------------|----|
| Gelingendes Leben – Gelingendes Altern ..... | 35 |
|----------------------------------------------|----|

*Ralph Kunz*

|                                       |    |
|---------------------------------------|----|
| Spiritualität und Altersdiskurs ..... | 52 |
|---------------------------------------|----|

*Michael Großheim*

|                               |    |
|-------------------------------|----|
| Altern und Zeithorizont ..... | 77 |
|-------------------------------|----|

## B. ALTERSDISKURSE UND KOMMUNIKATION

*Petra Ewald*

|                                                             |    |
|-------------------------------------------------------------|----|
| Zu Alter(n)skonstrukten im öffentlichen Rentendiskurs ..... | 89 |
|-------------------------------------------------------------|----|

*Reinhard Fiebler*

|                                                                   |     |
|-------------------------------------------------------------------|-----|
| Kommunikation als Grundvoraussetzung für gelingendes Altern ..... | 107 |
|-------------------------------------------------------------------|-----|

*Karl Heinz Ramers*

|                                                                      |     |
|----------------------------------------------------------------------|-----|
| Das Alter(n) im Spiegel der Wahlprogramme politischer Parteien ..... | 133 |
|----------------------------------------------------------------------|-----|

*Caja Thimm*

|                                                                          |     |
|--------------------------------------------------------------------------|-----|
| Erfolgreiches Altern als Leitbild? Neue Altersbilder in den Medien ..... | 144 |
|--------------------------------------------------------------------------|-----|

*Wolfgang Sucharowski/Bastian Schwennigcke*

Kommunikative Grenzerfahrung Demenz..... 158

## C. GESELLSCHAFTLICHE-KULTURELLE BEDINGUNGEN UND FELDER GELINGENDEN ALTERNS

*Martina Kumlehn*

Alterskonstrukte bilden.

Bildung im Alter – Bildung für das Alter ..... 173

*Peter Zeman*

Konstrukte gelingenden Alterns bei Migrantinnen und  
Migranten in Deutschland.

Kontraste, Gemeinsamkeiten, Variationen..... 190

*Britta Müller/Peter Kropp*

Freizeit im höheren Lebensalter: Ein Bereich aktiver Lebensgestaltung.  
Befunde aus der Interdisziplinären Längsschnittstudie des

Erwachsenenalters (ILSE) ..... 208

*Eric Schmitt*

Was trägt die Altersbildforschung zum gelingenden Alter bei?..... 230

## ANHANG

Autorenverzeichnis ..... 249

# Vorwort

Der vorliegende Band geht zurück auf eine Tagung, die vom 18.-20. März 2010 unter demselben Titel an der Universität Rostock stattfand. Veranstaltet wurde die Tagung von der Arbeitsgruppe Geistes- und Sozialwissenschaften innerhalb des Departements „Altern des Individuums und der Gesellschaft“ der Interdisziplinären Fakultät an der Universität Rostock. Die Tagung wurde von der Fritz-Thyssen-Stiftung großzügig finanziell unterstützt.

Für vielfältige Ermutigung ist dem damaligen Leiter des Aging-Departments, Herrn Prof. Dr. Thomas Kirste, der gegenwärtigen Leiterin, Frau Prof. Dr. Thusnelda Tivig, sowie dem ehemaligen Geschäftsführer, Herrn Dipl.-Inf. Stefan Haßinger zu danken. Das Departement hat ferner die Drucklegung dieses Bandes durch einen namhaften Betrag erst möglich gemacht. Auch hierfür sagen wir unseren Dank.

Die komplizierte Vereinheitlichung der Manuskripte und die Erstellung der Druckvorlagen haben in routinierter Weise unsere studentischen Mitarbeitenden Frau Caroline Sommer und Herr Georg Steiner besorgt. Dafür gilt ihnen ebenso unser Dank wie dem Kohlhammer Verlag, namentlich Herrn Florian Specker, für die unkomplizierte und geduldige Betreuung.

Interdisziplinäres Arbeiten ist ein mitunter mühsames, aber auch überaus lohnendes Geschäft: Dies beginnt bei der Herausforderung, eine gemeinsame Sprache für die Probleme zu finden und zeigt sich nicht zuletzt an den unterschiedlichen Fachgepflogenheiten der Aufsatzgestaltung. Auch wenn sich gerade ein Phänomen wie das Alter(n) nicht in die Grenzen akademischer Fachdiskurse einhegen lässt, ist es doch unser vorrangiges Anliegen, dass dieser Band zur Kontinuierung und Vertiefung des gemeinsamen wissenschaftlichen Gesprächs über das Alter(n) beiträgt und von da aus auf die gesellschaftlichen Diskurse produktiv ausstrahlt.

*Rostock, im Januar 2012*

*Martina Kumlehn  
Andreas Kubik*



Andreas Kubik

## Konstrukte gelingenden Alter(n)s: Einleitung

### 1. Can you imagine us years from today...

Im Jahre 1968 veröffentlichten Simon & Garfunkel ihr viertes und bis dato erfolgreichstes Album „Bookends“, dessen erste Seite eine Reflexion auf die verschiedenen Lebensphasen darstellt.<sup>1</sup> Die Klangcollage *Voices of Old People*, von Art Garfunkel in verschiedenen Altenheimen aufgenommen, wird gefolgt von dem berühmten Song *Old friends*, einer Auseinandersetzung des damals 27jährigen Paul Simon mit dem Alter. Das narrative Bild, das im Zentrum des Songs steht, ist das Bild zweier alter Freunde, die still wie Bücherstützen auf einer Parkbank sitzen. Eine Zeitung weht vorüber, der Sound der Stadt setzt sich wie Staub auf ihre Schultern. Erinnerungen verbinden sie, aber auch die gemeinsamen Ängste, die sie teilen. Ein Bild wie gemalt, um die so genannte Disengagement-Theorie zu illustrieren. In der Mitte des Songs wechselt allerdings die Perspektive, das lyrische Ich spricht ein imaginäres ‚Du‘ an: Kannst du dir vorstellen, dass wir einmal dort so sitzen werden? Und diese Reflexion mündet in den Spitzensatz: *How terribly strange to be seventy*.

Über der Entstehung dieses Buches hat Paul Simon seinen siebzigsten Geburtstag vollendet, und zumindest seine mediale Repräsentation entspricht so gar nicht dem von ihm damals gezeichneten Bild. Das gleiche gilt für andere der größten Pop-Helden wie etwa Elton John, Paul McCartney, Mick Jagger, Joni Mitchell oder Carole King. Sie haben bereits in jungen Jahren das Alter besungen und – zumeist negative – Altersbilder konstruiert. Jetzt holt sie ihr Leben ein, der gelegentlich geäußerte Wunsch *Hope I die before I get old*<sup>2</sup> hat sich

---

<sup>1</sup> Die Teilung von Vinyl-Schallplatten in eine Vorder- und Rückseite wurde in den 1960er Jahren immer mehr von einer bloßen technischen Notwendigkeit zu einer ästhetischen Möglichkeit, und *Bookends* ist eins der besten Beispiele dafür; vgl. P. Fornatale, Simon & Garfunkel's *Bookends*, New York 2007, 83–105: Seite eins "is a suite of songs and melodies about the life cycle, from birth to death, from womb to tomb, from innocence through disillusionment to resignation." (85)

<sup>2</sup> The Who, *My Generation* (1965). Die Tiefendimensionen dieses scheinbar so plan und simpel daher kommenden Liedtextes werden überzeugend ausgelotet von der Coverversion der bekannten Rentnerband The Zimmers (2007): Das damals von Pete Townshend als Vertre-

nicht erfüllt. Das Alter ist in der Popkultur angekommen. Es wäre aufregend zu verfolgen, wie sich der Alterungsprozess einer ganzen ehemaligen Jugendkultur gestaltet, wie sich die Auffassungen vom Alter in ihren Songs und in deren Rezeption verändern, wie die Begleitung durch die Musik – inzwischen also Musik zum damit alt werden – als Moment der biographischen Selbstkontinuierung fungiert, für die Helden ebenso wie für ihre Fans.

Doch damit sind wir schon unvermerkt von der symbolischen auf die soziale Ebene übergewechselt. Die Seltsamkeit, siebzig zu sein, erleben heute mehr Menschen als jemals zuvor. Damit gehört der demographische Wandel zu den größten gesellschaftlichen Herausforderungen der kommenden Jahre. Inzwischen tritt daher auch das wissenschaftliche Gespräch über das Alter in eine neue Phase ein. Der Grund dafür liegt in einer gesteigerten kulturellen Aufmerksamkeit für die Vielfältigkeit und Heterogenität von Lebensstilen und -situationen im Alter, welche eine radikale Differenzierung der Perspektiven erfordern. Die Geschlechter, verschiedene gesellschaftliche und ökonomische Schichten, die Angehörigen unterschiedlicher Milieus altern jeweils anders, auch unabhängig vom jeweiligen Gesundheitszustand, der seinerseits wieder unterschiedlicher individueller Deutung zugänglich ist. Im Zuge jener Aufmerksamkeit wird deutlich, dass das Problem einer konstruktiven Gestaltung des Alter(n)s nicht lediglich medizinisch oder technisch gelöst werden kann, sondern auch kultureller Ressourcen und Deutungsmuster und somit auch kulturwissenschaftlicher Reflexion bedarf.<sup>3</sup>

Dieser Umstand spiegelt sich sowohl in der stark gestiegenen Zahl der Veröffentlichungen zu Altersthemen in den einzelnen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen in den letzten Jahren als auch in der immer stärkeren Etablierung und Neuerrichtung von gerontologischen Einrichtungen und Forschungsprojekten an den Universitäten. Auch an der Universität Rostock in dem vom demographischen Wandel besonders betroffenen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern hat sich eine eigene Profillinie zur Alter(n)sforschung gebildet, welche interdisziplinär in der Zusammenarbeit von Medizin, Ingenieurwissenschaften, Geisteswissenschaften sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften angelegt ist. Sieht man von den Einzelprojekten ab, so stehen zwei Aspekte im Vordergrund. Zum einen findet eine gewisse Fokussierung auf die Demenz als Forschungsthema statt, ein Aspekt, der in diesem Band eher am Rande eine Rolle spielen wird. Zum anderen aber, und das führt nun direkt in sein Zentrum, ist das Leitthema, das sich ursprünglich ganz

---

ter der Adoleszenz artikulierte Lebensgefühl, Teil einer abgehängten Generation zu sein, wird hier höchst effektiv auf die Hochaltrigen übertragen.

<sup>3</sup> Zum Begriff der „Ressourcen“ im Kontext der Alter(n)sforschung vgl. M. Martin, Verfügbarkeit und Nutzung menschlicher Ressourcen im Alter. Kernpunkte eines gerontologischen Leitkonzepts, Idstein 2001.

auf den Gedanken der Förderung selbstbestimmten Lebens im Alter fokussierte, inzwischen dahingehend präzisiert worden, dass vor allem die *Spannung* zwischen der Orientierung an *self-sufficiency* und *independence* einerseits und den im Alter zunehmend notwendig werdenden *Interventionen* – seien es medizinische, technische oder soziale – zu bearbeiten ist,<sup>4</sup> und zwar im komplementären Prozess von individuellem Altern und Altern der Gesellschaft. Die Ziele dieses Bandes sind dementsprechend doppelt ausgerichtet: Zum ersten setzt gerade der Begriff der Intervention Bilder, Ideen oder Vorstellungen davon voraus, was man unter einem gelingenden Zustand, auf den hin eingeschritten wird, versteht. Um Gelingensbedingungen von Interventionsstrategien überhaupt angeben zu können, bedarf es folglich der Reflexion auf das alternde Selbst und der Faktoren, die es in seinem Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und seinem Verständnis von Selbstbestimmtheit beeinflussen; zugleich hängt die Akzeptanz von Interventionen in hohem Maße davon ab, wie diese und ihr zu erwartender *benefit* kommuniziert werden. Zum zweiten ist zu erörtern, welchen Beitrag die einzelnen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zum kulturellen Gespräch über die Konstrukte gelingenden Alterns leisten, und vor allem, welche übergreifenden Gesichtspunkte und Forschungsperspektiven sich ergeben. Denn bislang läuft gerade in den Geisteswissenschaften dieses Gespräch noch vorwiegend gesondert in den einzelnen Fachbereichen. Die Schwierigkeiten, die Interdisziplinarität mit sich bringt, aber auch ihr Perspektivengewinn, sind bei der diesem Band zugrunde liegenden Tagung deutlich zu Tage getreten.

Die Frage nach den *Konstrukten* gelingenden Alterns schließt an aktuelle Forschungsdebatten an. Die Geistes- und Kulturwissenschaften haben in den vergangenen Jahren energisch auf den Konstruktionscharakter der Diskurse über das Alter aufmerksam gemacht und dabei zumeist stereotype Einstellungsmuster sowie deren diskriminierende Effekte erforscht, zusammengefasst unter dem Stichwort ‚Ageism‘.<sup>5</sup> Doch können sie die konstruktive Kraft kulturellen Nachdenkens über das Alter nicht im Nachweis von problematischen Schematisierungen erschöpft sehen. Denn das ‚gelingende Alter‘ setzt auch positiv die Existenz von Deutungsmustern und Sprachformen voraus, welche es vorstellbar und kommunizierbar machen.

---

<sup>4</sup> Zum Begriff der „Intervention“ vgl. C. Schacke/S. Zank, Interventionskonzepte, in: Enzyklopädie der Gerontologie, hg. von A. Kruse/E. Schmitt, Bern 2004, 419–436.

<sup>5</sup> Vgl. etwa R. N. Butler, *Why survive? Being Old in America*, New York 1975; E. B. Palmore, *Ageism. Negative and Positive*, New York 1999; Zu alt? „Ageism“ und Altersdiskriminierung auf Arbeitsmärkten, hg. von K. Brauer/W. Clemens, Wiesbaden 2010.

Nicht selten wird in Politik und Wissenschaft die Reflexion über solche Deutungsmuster unter dem Begriff „erfolgreiches Altern“ verhandelt.<sup>6</sup> Scheinbar nahe liegend, hat er nach unserer Auffassung doch den gravierenden Nachteil, die oben angesprochene Notwendigkeit der Differenzierung von Perspektiven kaum unter sich begreifen zu können. Die gesunde Mittsechzigerin, die aber in verschiedenste Pflegeanforderungen eingebunden ist, der Bewohner eines schlecht geführten Altenheims, die Demenzzranke werden ihre Lebensentwürfe kaum einfach unter das Paradigma des ‚Erfolgs‘ stellen können oder wollen. Wir bevorzugen aus diesen Gründen den zurückhaltenderen Begriff des ‚gelingenden‘ Alterns. Beide Begriffskombinationen zeigen aber in jedem Fall, wie stark die Deutungsarbeit in Bezug auf das Alter von normativen Vorstellungen und Ansprüchen durchzogen ist. Nicht verschwiegen werden soll, dass in den letzten Jahren einige Theologinnen und Philosophen auch den Begriff des ‚Gelingens‘ unter Ideologieverdacht gestellt haben.<sup>7</sup> Damit der Streit aber nicht nur zu einem Streit um Worte wird, ist darauf hinzuweisen, dass Vorstellungen von einem guten Leben – wie immer diese dann inhaltlich konkretisiert werden mögen – Bedingung der Möglichkeit reflektierter Lebensführung überhaupt sind. Diese alte Einsicht des Aristoteles verliert im Alter keineswegs ihre Gültigkeit.

## 2. Übersicht über die Beiträge des Bandes

Der vorliegende Band ist in drei Teile geteilt. Im Teil A: „Das alternde Selbst – Selbstbestimmung und Sinnstiftung“ sind philosophische und theologische Themen zu verhandeln. Teil B: „Altersdiskurse und Kommunikation“ ist hier das Feld der Linguistinnen und Kommunikationswissenschaftler, während der Teil C: „Gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen und Felder gelingenden Alterns“ Beiträge aus Sozialwissenschaft und Pädagogik unter sich versammelt. Diese Einteilung lässt sich allerdings von der Sache her nicht randscharf durchhalten, und das kann man im Hinblick auf den interdisziplinären Charakter als ein gutes Zeichen ansehen.

Damit zunächst zu den philosophischen und theologischen Beiträgen. Von vornherein muss ein Diskurs über das gelingende Alter(n) als unterkomplex angesehen werden, der lediglich in dem Dreiklang von körperlicher und geistiger Gesundheit, materieller Abgesichertheit sowie reichhaltigem (Groß-)Familienleben besteht. *Thomas Rentsch* hält daher ein engagiertes Plädoyer für

<sup>6</sup> Vgl. etwa Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen, hg. von M. Baltes/M. Kohli/K. Sames, Bern 1989; Klaus Theo Schröder, Grußwort zur 5. Nationalen Branchenkonferenz in Rostock „Erfolgreich altern – der demografische Wandel als Herausforderung für die Gesundheitswirtschaft“ (8.5.2009).

<sup>7</sup> Vgl. exemplarisch G. Schneider-Flume, *Alter – Schicksal oder Gnade? Theologische Überlegungen zum demographischen Wandel und zum Alter(n)*, Göttingen 2008.

die Rückgewinnung einer realistischen Perspektive auf den ganzen Menschen, was hier bedeutet: inklusive seiner Verletzlichkeit und Sterblichkeit. Dies ist nicht nur eine Forderung des gerontologischen Wirklichkeitsbezugs. Rentsch zeigt darüber hinaus auf, dass das Bewusstsein von der eigenen Endlichkeit überhaupt konstitutiv ist für die Generierung von sinnvollem Leben: Unsere Begrenztheiten sind sinnkonstitutive Grenzen. Deshalb kann Werden zu sich auch und gerade im Vergehen als das grundlegende Konstrukt von gelingendem Alter(n) aufgestellt werden. Diese Einsicht hat nach Rentsch bedeutende Folgen, etwa für die Pädagogik oder die Schulung von Pflegepersonal.

Die Rückgewinnung des ‚ganzen Menschen‘ macht sich auch *Michael Großheim* zu eigen, akzentuiert diese aber etwas anders. Ihm geht es – in Aufnahme verschiedener antiker Mythen und Philosophien – vor allem um die Ausweitung des menschlichen Zeithorizontes. In individueller Hinsicht bedeutet dies gegen die Reduktion des Menschenbildes auf den gesunden, starken, männlichen Mensch der Lebensmitte zum einen die Auffassung des Menschen als eines Lebenslaufwesens und zum anderen das grundlegende Verständnis des Lebens als Dasein in Generationen. In sozialer Hinsicht betont Großheim in Anknüpfung an – häufig übersimplifizierend als ‚konservativ‘ verschriene – Theoretiker wie Edmund Burke oder Adam Müller die Notwendigkeit des Gedankens diachroner Solidarität eines Gemeinwesens, wie nicht zuletzt an Fragen der Staatsverschuldung unabweisbar deutlich wird. Ohne ein Mittelglied-Bewusstsein der Erwachsenen ist diese nach Großheim kaum zu haben.

Dass ein reflektierter Begriff von gelingendem „Alter(n)“ dieses nicht auf eine reine Glückssache reduzieren darf, ist auch der Einsatzpunkt von *Jörg Dierken*. Betont wird die enge Verbindung mit Vorstellungen von einem guten Leben überhaupt. Damit ist das Thema der ethischen Selbstbildung aufgerufen. Dierken entwirft deren Modell zunächst in Auseinandersetzung mit Friedrich Schleiermacher, besonders mit dessen wenig beachteter Frühschrift „Monologen“ von 1800. Grundlegend ist der Gedanke, Jugend und Alter nicht als bloße Phasen, sondern gleichsam als Reifungsstufen zu verstehen, die im Alter kopräsent gehalten werden können. Allerdings gelingt Schleiermacher die Durchführung dieses Gedankens nur unter einer gewissen Prävalenz der Jugend und einer Abwertung des verfallenden Leibes. Argumentationshilfe holt sich Dierken von unerwarteter Stelle, nämlich von Immanuel Kant. Mit ihm gelingt, was eine grundsätzliche ethisch-gerontologische Aufgabe ist: nämlich Passivität moralisch zu erschließen, indem sie als Ermöglichungsbedingung ethischer Personalität nachgewiesen wird. Von da lässt sich dann eine Brücke zu dem schlagen, was der Autor die ‚innere Transzendenz‘ des Alter(n)s nennt, welche zugleich eine kritische Rekonstruktion der christlich-eschatologischen Symbole unter gerontologischem Gesichtspunkt erlaubt.

In empirischer Hinsicht hat insbesondere die amerikanische Religionspsychologie auf die religiöse oder spirituelle Komponente des Alterns aufmerksam gemacht. Konzepte wie Lebensweisheit, *Spiritual Aging* und andere geben davon beredt Zeugnis. *Ralph Kunz* arbeitet diese Debatte auf und meldet zugleich Differenzierungsbedarf an. Denn während man sich auf den Konstruktionscharakter von Gelingensvorstellungen für das Altern überhaupt inzwischen relativ schnell verständigen kann, liegt dieser nun gerade für die Religion des Alterns weit weniger offen am Tage. Dies hängt nach Kunz auch mit dem psychologischen Forschungsdesign zusammen, das einseitig an der Frage nach *religion* und *well-being* orientiert ist. Dadurch droht der psychologischen Literatur stets die Gefahr, in den Tenor von Ratgeberliteratur überzuwechseln. Die Vorstellung einer gleichsam natürlichen, global-reifen, mystisch angehauchten Altersspiritualität muss aber ihrerseits noch einmal hinterfragt werden. Der Umgang mit ihr sollte nicht auf pragmatische Reflexe reduziert werden, sondern bedarf grundsätzlicher Erörterung. Kunz erinnert an die Möglichkeit der Fundierung von Altersspiritualität im Begriff der „Gnade“.

Die linguistischen und kommunikationstheoretischen Forschungsbeiträge stellen Erkundungen in Untersuchungsfeldern der öffentlichen, medial vermittelten, aber auch der privaten Kommunikation von Alter und Altersbildern dar. Dass jene trotz aller wissenschaftlichen und politischen Bemühungen noch immer als mitunter diskriminierend angesehen werden müssen, macht *Petra Ewald* wahrscheinlich. Sie untersucht im Anschluss an die etablierte Ageismus-Forschung anhand einer Stichprobe von ausgewählten Heften des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“, wie der Rentendiskurs in diesem Medium konstruiert wird. In einer minutiösen Analyse einschlägiger Artikel kann sie zeigen, dass heute – anders als noch vor 25 Jahren – zwar offen diskriminierende Sprache in Bezug auf ältere Menschen vermieden wird, sich aber gleichwohl eine Menge subtilerer sprachlicher Mittel finden, welche ihre Abwertung kaum verhohlen zum Ausdruck bringen. Ewalds Arbeit kann als weiteres Indiz dafür gelten, dass der viel beschworene oder auch befürchtete ‚Kampf der Generationen‘ sich vor allem medialer Inszenierung verdankt.

Die gerontologische Forschung hat den alternden Menschen in den letzten Jahren in vielfacher Hinsicht als aktives Subjekt wahrgenommen und in den Mittelpunkt gestellt. Eine Perspektive ist dabei nach Ansicht von *Reinhard Fiehler* noch zu kurz gekommen: Sie hat die Alten nicht hinreichend als kommunizierende Wesen wahrgenommen. Die kommunikative Verarbeitung des Alter(n)s ist aber nach Fiehler als wesentliche Voraussetzung für dessen Gelingen anzusehen. Denn – wie oben schon angedeutet – dies ‚passiert‘ nicht einfach, sondern daran muss aktiv mitgewirkt werden. Unter dieser Maßgabe analysiert der Beitrag ein höchst detailliert transkribiertes Gespräch eines Stadtteil-Treffs des Deutschen Sozialwerks zum Thema „Keine Zeit“ auf die

kommunikativen Strategien und die sich in ihnen zeigenden Alterskonstrukte. Die Möglichkeit zur Thematisierung des Alter(n)s selbst hat verschiedene Funktionen: etwa der Seele Luft zu machen, anderen Verarbeitungsstrategien zu begegnen, Bewertungen der Veränderungsprozesse für sich zu klären. Sie ist Bedingung der Möglichkeit dafür, dass sich alterseigene Maßstäbe für das Gelingen von Altern entwickeln.

Eine erste Schneise in ein bislang kaum befragtes Textgenre schlägt *Karl-Heinz Ramers* in seiner Untersuchung von Wahlprogrammen der großen Parteien aus dem Jahr 2009. Es liegt auf der Hand, dass diese Textsorte nicht nur gesellschaftliche Wunschbilder aufnimmt und reflektiert, sondern sie zugleich mit aufbaut und dabei auch den Horizont des – scheinbar in Kürze – Erreichbaren aufspannt. Alle fünf Wahlprogramme äußern sich recht umfänglich zu Alter(n)sfragen, wobei insbesondere die Themen Alterssicherung (Rente), demografischer Wandel, Gesundheit und Pflege, Selbstbestimmung, Schutz vor Diskriminierung sowie Gleichbehandlung im Vordergrund stehen. Ramers schließt seinen Beitrag mit Vorschlägen für eine Weiterarbeit in diesem zentralen Untersuchungsfeld.

Die Mediengesellschaft spiegelt und konstruiert Alter(n)sbilder. *Caja Thimm* stellt hinsichtlich der medialen Repräsentation von Alter(n) einerseits eine begrüßenswerte Vervielfältigung der Perspektiven fest. Andererseits haben die längst fälligen Revisionen inzwischen die Tendenz zu überpositiven Zeichnungen des Alter(n)s, welche von der Werbung für ihre heilen Anti-Aging-Welten funktionalisiert werden; das fragile hohe Alter ist nach wie vor kaum repräsentiert.<sup>8</sup> Darüber hinaus lassen sich deutliche Geschlechtsunterschiede feststellen: „Alte“ Sympathieträger sind in der Werbung vorwiegend männlich, es sei denn, es handelt sich um medizinische Produkte. Die hochaltrige Frau scheint für die Werbung nach wie vor eine *thin red line* darzustellen. Die Möglichkeit gesellschaftlicher Teilhabe, welche zumindest zum Teil als Voraussetzung gelingenden Alter(n)s gelten kann, misst sich heute auch an der Medienutzung älterer Menschen. Auch hier lassen sich deutliche Geschlechtsunterschiede in der ohnehin noch nicht sehr stark verbreiteten Internet-Nutzung der über 70-Jährigen feststellen. An dieser Stelle tun sich große gesellschaftliche Bildungsaufgaben auf.

Diese Abteilung schließt mit der kommunikationssoziologischen Analyse eines Paargesprächs, bei dem die Ehefrau an Demenz leidet, von *Wolfgang Sucharowski* und *Bastian Schwennigke*. Ganz generell lässt sich fragen, ob das Paradigma des ‚Gelingens‘ nicht an der Demenz eine ultimative Grenze findet. Indessen versteht sich von selbst, dass es enorme Unterschiede in der Le-

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch S. Femers, *Die ergrauende Werbung. Altersbilder und werbesprachliche Inszenierungen von Alter und Altern*, Wiesbaden 2007.

bensqualität von demenzbetroffenen Personen gibt, je nachdem, wie sich das soziale Umfeld auf die Krankheit einzustellen weiß. Inwieweit dies auch gerade die alltägliche Kommunikation betrifft, ist noch wenig erforscht. Die aller Paarkommunikation eigene Aufgabe, Abweichungen vom gewohnten Kommunikationsverhalten zu integrieren, wird bei Demenz enorm erschwert. Der Alltag gerät unter soziale Dauerspannung und wird schließlich zum Raum der Angst, nicht nur für die demenzbetroffene Person, sondern auch für Partner und Angehörige. Zentraler Teil einer guten Pflege ist folglich der Erwerb kommunikativer Kompetenz. Die Forschungsfrage, welche von Sucharsowski/Schwennigke aufgeworfen wird, besteht darin, ob sich kommunikationstheoretische Modelle wiederkehrender schwieriger Situationen bilden lassen, die eine entsprechende analytische Isolierung von Interventionen erlauben.

Die sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Beiträge untersuchen gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen und Felder gelingenden Alter(n)s. Eine bildungstheoretische Perspektive nimmt *Martina Kumlehn* ein. Sie geht zunächst von den Ambivalenzen der Programmatik Bildung *im* Alter aus. Die Betonung so genannter Potenziale des Alters verdankt sich häufig manifesten ökonomischen Interessen. Unter dem Schlagwort ‚lebenslanges Lernen‘, angewandt auf ältere Menschen, können sich neben dem fördernden Aspekt mitunter ein nicht enden wollender Leistungsdruck oder gar subtile Erziehungsansprüche verbergen. Dem gegenüber sind nach Kumlehn entschlossen die übernützlichen Momente von Altenbildung herauszustellen. Diese findet vor allem als Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte statt. Auch die Dimension des Lernens in abschiedlicher Existenz verweist auf jene Übernützlichkeit. Doch die bildungstheoretische Perspektive umfasst auch den Aspekt der Bildung *für* das Alter, und zwar bereits in der Jugendzeit. Auf die Bedeutung dieses Aspekts verweist schon der Umstand, dass die Statistik eine enge Beziehung zwischen negativem Altersbild und geringer Bildung ausweist. Die didaktischen Probleme sind an dieser Stelle freilich intrikat. Doch die Beobachtung, dass zwischen Jugend und Alter etwa hinsichtlich der Fragen nach Autonomie, Identität oder Fragmentarizität des eigenen Lebens überraschende Analogien bestehen, macht deutlich, dass die Beschäftigung der Jugend mit dem Thema Alter durchaus zur eigenen Wahrnehmungsvertiefung beitragen kann. Mediale Altersbilder in Film, Song und Literatur könnten hierfür besonders geeignetes Unterrichtsmaterial abgeben.<sup>9</sup>

Die zunehmende Angewiesenheit von Wirtschaft und Gesellschaft auf Einwanderung führt in den letzten Jahren auch zu einer gesteigerten Wahr-

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu auch A. Kubik, Mediale Altersbilder reflektieren. Herausforderungen einer wahrnehmungsorientierten Religionspädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie, Heft 4/2010, 352–363.

nehmung des Alterns von in Deutschland lebenden Migrantinnen und Migranten. In der öffentlichen Wahrnehmung passen diese zunächst nicht in aktivitätsfixierte Anti-Aging-Bilder. Sie scheinen eher einer *double jeopardy* von Alter und Migrantenstatus zu unterliegen. Doch zeigt sich bei näherem Hinsehen, wie *Peter Zeman* ausführt, dass kulturelle Fragen im Alterungsprozess häufig überschätzt, sozioökonomische Faktoren hingegen unterschätzt werden. Gerade bei Türkinnen und Türken zeigen sich zwar durchaus religiös grundierte Konstrukte gelingenden Alter(n)s, die aber häufig sehr pragmatisch ausgedeutet werden. Die Hauptfrage ist eher, ob die Migrationsziele erreicht wurden und ob es gelungen ist, diejenigen Sprach- und Bildungsressourcen zu erschließen, welche überhaupt gesellschaftliche Teilhabe im Alter ermöglichen. Faktisch sind die Unterschiede zur Mehrheitsbevölkerung gar nicht sehr groß, da echte *silver age* insgesamt eher selten sind. Selbstbestimmtheit, Achtung der Individualität und Entscheidungsfreiheit sind auch in Migrations-Communities zentrale Werte, während familiäre Anbindung für Deutsche nicht weniger wichtig ist. Indes treten an Stellen, wo die Migration als letztlich nicht erfolgreich eingeschätzt wird oder Sprache und Bildung nicht erschlossen wurden, doch massive soziale Probleme auf. Zeman diagnostiziert insbesondere massive Umsetzungsprobleme bei kultursensibler Altenarbeit.

Die erfreuliche Entwicklung der allgemeinen Lebenserwartung führt dazu, dass das so genannte ‚dritte Alter‘<sup>10</sup> mitunter eine beträchtliche Anzahl an Jahren umfasst. Immer deutlicher tritt die Aufgabe in den Blick, sich einen neuen, nicht durch Erwerbsarbeit oder Kinderbetreuung determinierten Alltag zu schaffen. Der Alltag ist gewissermaßen der herausgehobene Ort gelingenden Alter(n)s. Unter diesem Gesichtspunkt interpretieren *Britta Müller und Peter Kropp* einige Ergebnisse der Rostocker Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Es zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Aktivitätsniveau und Lebenszufriedenheit. Damit rücken Freizeitaktivitäten in den Fokus des Forschungsinteresses. Aufschlussreich ist hier der konservative Zug, der sich vielerorts zeigt: Die wenigsten brechen noch einmal ganz neu auf oder beginnen Aktivitäten, die sie schon längst im Sinn hatten. Die meisten bleiben nach dem Ruhestand bei dem, was sie gewohnt sind und was sie auf routinierte Weise erfüllt. Eher ernüchternd ist auch hier die Geschlechterperspektive: Im Schnitt haben Frauen nach wie vor etwa anderthalb Stunden weniger Freizeit am Tag – wegen der ungleichen Verteilung des hauswirtschaftlichen Arbeit. Ein weiterer zentraler Befund ist die wichtige Rolle des Sports auch für Kognition und Psyche.

Wie ein ungeplantes Schlusswort kommen in gewisser Weise die Ausführungen von *Eric Schmitt* über die Frage: „Was trägt die Altersbildforschung

---

<sup>10</sup> Vgl. P. Laslett, *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*, Weinheim 1995.

zum gelingende Alter bei?“ zu stehen. Er zeigt zunächst, dass Annahmen der klassischen Altersbildforschung, insbesondere eine generelle *ageism*-Unterstellung, stark differenziert werden müssen. In Aufsummierung der zahlreichen zum Thema erschienenen empirischen Studien der letzten Jahre kann Schmitt gleichwohl überzeugend nachweisen, dass gelingendes Alter(n) ganz real von den Bildern mit bedingt ist, die man sich vom Alter macht, und mit denen man anderen Menschen begegnet. Altersbilder spielen eine entscheidende Rolle als Meinungen und Überzeugungen in Bezug auf Gestaltbarkeit des Alter(n)s oder typische Attribute, die älteren Menschen vermeintlich zukommen, aber auch als deren Selbsteinschätzungen. Dabei ist davon auszugehen, dass durchaus eine Vielzahl von Altersbildern zur Verfügung steht, wobei deren aktuelle Aktivierung wiederum stark von bestimmten Kontextfaktoren abhängt. Dabei kann es dann in der Tat zu diskriminierenden Effekten kommen. Als besonders sensibel erweise sich hier der Pflegebereich. Negative Selbstbilder haben die Tendenz, zu *self-fulfilling-prophecies* zu werden, Potenziale hingegen, die auf Selbstbestimmung zielen, werden eher übersehen.

### 3. Am Ende ein Zwischenfazit

Es sei versucht, einige Hauptlinien der skizzierten Beiträge zusammenzufassen und dabei einige übergreifende Perspektiven zu gewinnen. Dass diese Zusammenfassung durchaus subjektiven Charakter hat, sei dabei nicht verhehlt; zum jetzigen Zeitpunkt dürfte dies in einem interdisziplinären Sammelband auch kaum anders möglich sein. In folgenden fünf Fluchtlinien könnten sich dabei auch weiter gehende Forschungsanliegen ergeben.

a) ‚Kultur‘ kann definiert werden als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“. <sup>11</sup> Dieser allgemeine Sachverhalt trifft natürlich auch auf die kulturell geprägten Konstrukte gelingenden Alter(n)s zu. Indes sollte die kulturwissenschaftliche Reflexion des Alter(n)s nicht einem radikalen Konstruktivismus das Wort reden. Zugespißt gesagt: Alles ist konstruiert, aber Konstrukte sind nicht alles. Viele der Beiträge in diesem Band verweisen mit Recht auf die sozioökonomischen Grundlagen und Rahmenbedingungen des Alter(n)s. Vollständig bedingen diese zwar weder das Gelingen des Alter(n)s noch die Vorstellungen davon, aber sie sind doch in ihrer ‚harten Tatsächlichkeit‘ immer mit zu bedenken. Insbesondere in der interkulturellen Altenarbeit kann diese Reflexion vor kulturalistischen Überinterpretationen schützen.

Stellt man dies einmal in Rechnung, so kann und muss dann energisch festgehalten werden, dass eine ‚Vorsorge für das Alter‘ keinesfalls in ihrer ökonomischen Seite aufgehen darf. Neben Bemühungen um ein gesundes

<sup>11</sup> C. Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme (1973), Frankfurt a. M. 1983, 9.

Leben kommt immer mehr in den Blick, dass für das Alter gleichsam auch kulturell vorgesorgt werden muss: Die Zirkulation und realistische Ausdeutung positiver Alter(n)sbilder ist ein bedeutsamer Faktor des gelingenden Alter(n)s. Dabei sollten sich die entsprechenden Deutungsmuster auch auf den Fall erstrecken, dass das Alter nicht wie vorgestellt verläuft. Das Alter ist ja auch die Lebensphase, in der sich bestimmte Kontingenzen biographisch nicht mehr ohne weiteres korrigieren lassen, in der hingegen das Stellungnehmen zum faktischen Verlauf des Lebens in den Vordergrund tritt. Aus all dem erwachsen insbesondere Bildungsaufgaben ganz eigener Art.

b) Konstrukte gelingenden Alter(n)s sind nicht nur kulturelle Bedeutungsgewebe, sondern sie werden selbst zu sozialen Realitäten. Das hat die Ageismus-Forschung klar gezeigt. Die empirische Erforschung von Alter(n)sbildern und ihrem Wandel bleibt daher eine zentrale Aufgabe der Wissenschaft. Eine Funktion von Stereotypen ist es, sich selbst in ihrer Benutzung zu konstituieren und von dem ‚Anderen‘ abzugrenzen. Beim Alter hat diese Funktion die ironische Wendung, dass ‚Alter‘ eine fluide Kategorie ist. Anders als Hautfarbe oder biologisches Geschlecht kann es nicht stabil bleiben: Jede(r) wird alt, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse dazwischen treten. Damit gewinnt die als *terribly strange* gesetzte Vorstellung, siebzig zu sein, unausweichlich eine Identitätsdimension. Diese kann sich als Rückschau, aber auch im Vorlaufen aktualisieren, wobei auf verfügbare Altersbilder zurückgegriffen wird. Wie bei kulturellen Deutungsmustern überhaupt stellt sich auch hier die Frage, wie diese auf selbstbestimmtem Wege zu Eigenbildern umgeformt werden können. Niemand ist gesellschaftlich so autark, dass sie oder er ganz ohne Fremdbilder leben könnte. Dennoch haben bestimmte Muster oder Stereotype mehr Zwingkraft als andere. Es ist – vielleicht etwas überspitzt – vermutet worden, dass im harten Kern dieses Stereotyps „Alter ein anderes Wort für Probleme ist.“<sup>12</sup> Die Alter(n)sforschung ist noch nicht wirklich entwickelt, die eine Emanzipation der Alten von der Altersrolle ermöglicht.

c) Die immer wieder betonte Individualisierung und Pluralisierung des Alter(n)s und der Alter(n)sbilder ist ein fester Ausgangspunkt der weiteren Forschung. Dies klar vor Augen, kann gleichwohl mit Gründen vermutet werden, dass zwischen den verschiedenen in Deutschland lebenden Kulturen ein gewisser Konsens besteht, der so etwas wie ein Grundmuster der Konstrukte gelingenden Alter(n)s darstellt. Neben materieller Absicherung, medizinischer Versorgung und – wo möglich – familiärem Kontakt besteht dies vor allem im Wunsch nach Selbstbestimmung und dem Geltendmachenkönnen der eigenen Individualität. Dieser Wunsch ist gewissermaßen die Schleuse für die faktische

---

<sup>12</sup> I. Saake, Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung und die Altersforschung, Wiesbaden 2006.

Vielfalt. Er setzt aber voraus, dass sich die Vorstellungen darüber, was selbstbestimmtes Alter sein könnte, weiterhin entwickeln, in kommunikativen Zusammenhängen geäußert und abgeglichen, und vor allem, dass sie angemessen gewürdigt und berücksichtigt werden.<sup>13</sup> Denn die Maßstäbe dessen, was einem im Alter wichtig ist, mögen von denen anderer – jüngerer – sozialer Akteure erheblich abweichen. Doch alterseigene Maßstäbe zu entwickeln dürfte das eigentliche, oft jedoch verwehrte Recht des alternden Menschen sein. Zentral ist also die „Einnahme einer Sprecherposition“<sup>14</sup> von alten Menschen im Diskurs über das gelingende Alter(n). Viel mehr müsste noch erforscht werden, was sich alte und altwerdende Menschen selbst unter gelingendem Alter(n) vorstellen, ja, wie sie es bereits leben.

Der Begriff der Selbstbestimmung kann selbst noch da seine Funktion als gesellschaftliche Leitidee erfüllen, wo seine Begründung in einem Selbstreflexionsmodell nicht mehr greift: im Falle von fortgeschrittener Demenz oder anderer die geistigen Kräfte unterminierender Krankheiten. Aus der neueren politischen Verwendung der Kategorie Selbstbestimmung kann als ihr harter semantischer Kern folgendes herausgeschält werden:<sup>15</sup> erstens die möglichst weitreichende Verhinderung von äußerem Zwang und Reglementierung, zweitens die Etablierung und Förderung von *agency* der betreffenden Personen, und drittens die Beachtung des Eigen-Sinnes gegen Fremdkontrolle. Es besteht noch großer Forschungsbedarf, was ein solcher Begriff von Selbstbestimmung gerontologisch austragen würde – vor allem im Fall von Demenz.

d) An diesem letzten Beispiel wird schon deutlich, dass man sich in der Forschung nicht von normativen Fragen frei halten kann. Dies entspricht einer alten Einsicht Max Webers: „Der Begriff der Kultur ist ein *Wertbegriff*. Die empirische Wirklichkeit *ist* für uns ‚Kultur‘, weil und insofern wir sie mit Wertideen in Beziehung setzen“.<sup>16</sup> Der Umgang mit dem Alter sagt insofern etwas über den „Humanitätsstatus einer Gesellschaft“<sup>17</sup> aus. Es liegt auf der Hand, dass die Altenpflege in vielfacher Hinsicht der eigentliche soziale Realisationsort dieser Wertdebatten ist. In den letzten Jahren ist philosophisch, theologisch und pflegewissenschaftlich das Wünschenswerte vielfach klar gestellt

<sup>13</sup> Vgl. B. Pichler, Autonomes Alter(n) – Zwischen widerständigem Potential, neoliberaler Verführung und illusionärer Notwendigkeit, in: Die neuen Alten – Retter des Sozialen?, hg. von K. Aner/F. Karl/L. Rosenmayr, Wiesbaden 2007, 67–84.

<sup>14</sup> I. Saake, a. a. O., 23.

<sup>15</sup> Vgl. U. Krähnke, Selbstbestimmung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion einer Leitidee, Weilerswist 2007.

<sup>16</sup> M. Weber, Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis (1904), zit. nach: D. Baecker, Art. Kultur, in: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in 7 Bänden, Bd. 3 (2001), 510–56, hier: 526.

<sup>17</sup> G. Göckenjan, Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters, Frankfurt a. M. 2000, 25.

worden.<sup>18</sup> Forschungsfragen erwachsen weniger aus den Sachproblemen selbst, sondern vielmehr aus der Frage, woran Umsetzungen hapern bzw. ob sich systemische Gründe dafür angeben lassen, warum viele vorgeschlagene Maßnahmen nicht umgesetzt werden. Hierfür kann der perennierende Hinweis auf mangelnde Finanzmittel nur Symptom, nicht ausreichende Erklärung sein.

e) Reflexion auf das Gelingen von Alter(n) hat eine narrative Dimension, insofern sie sich in Deutungen der eigenen Lebensgeschichte niederschlägt. Sofern der alte Mensch diese Geschichte selbst erzählt, hat sie ein offenes Ende. Nichtsdestotrotz ist mitgesetzt, dass diese Geschichte an ein definitives Ende kommt. Über die Dignität des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod gehen die Meinungen weit auseinander. Kulturpessimistische Klagen über eine Ausblendung und Tabuisierung des ‚letzten Geheimnisses‘ werden in dieser Allgemeinheit sicherlich nicht zutreffen. Doch eine Individualisierung und Pluralisierung ist, nachdem die christliche Eschatologie ihre lebensweltliche Selbstverständlichkeit verloren hat, auch hier zu beobachten. Symptom dafür sind sicherlich die mannigfachen Bewegungen auf dem Felde der Bestattungskultur.<sup>19</sup> Es lässt sich indes nur schwer ein konsistentes Konstrukt gelingenden Alter(n)s denken, das sich nicht zum je eigenen Tod in ein ebenso konstruktives Verhältnis setzt. Der Begriff des „Werdens zu sich“ hat den Vorteil, dass er einerseits an verschiedenste weltanschauliche Optionen anschlussfähig ist, andererseits das in ihm gedachte Gelingen nicht von Paradigmen der Aktivität und der Verfallsausblendung abhängig ist. Die Fähigkeit, ein Ja zu sich sagen oder – je nach religiöser Einstellung – in ein über sich gesprochenes Ja einzu stimmen und dies Ja auch über das eigene Ende erstreckt zu wissen, dürfte ein wichtiger, wenn nicht notwendiger Bestandteil von Konstrukten gelingendem Alter(n)s sein.

---

<sup>18</sup> Vgl. etwa A. Fröchtling, „Und dann habe ich auch noch den Kopf verloren...“. Menschen mit Demenz in Theologie, Seelsorge und Gottesdienst wahrnehmen, Leipzig 2008, und die reichhaltig dort verarbeiteten Theoriedebatten.

<sup>19</sup> Vgl. Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung, hg. von Th. Klie, Stuttgart 2008.

Thomas Rentsch

## Fürsorge am Lebensende: Philosophische Grundlagen

Ich werde die Thematik aus fundamentalphilosophischer Sicht in fünf Schritten behandeln. Fundamental deshalb, weil ich bereits im ersten Schritt die These entwickle, dass es bei unserem Thema letztlich um nichts Geringeres geht als um ein tiefgreifend gewandeltes Verständnis humanen Lebens angesichts der Frage nach dem Sinn am Lebensende. Im zweiten Schritt werde ich in einer philosophiehistorischen Besinnung auf grundsätzliche Analysen und Einsichten von Sokrates, Kant und Hegel eingehen, die Wesentliches zu unserem Thema beigetragen haben. Der dritte Schritt führt zur eigenen philosophischen Analyse in systematischer Perspektive: zur Analyse der Beziehung von Negativität, von Endlichkeit, Verletzlichkeit, Sterblichkeit und Sinn. Im vierten und fünften Schritt werde ich die gesellschaftlichen, existentiellen, praktischen und pädagogischen Konsequenzen der entwickelten neuen Sicht kurz skizzieren.

### 1. Existentielles Selbstverständnis

Um die Problematik des Sinns am Lebensende wirklich grundlegend zu erfassen und zu klären, ist ein gewandeltes Verständnis humanen Lebens erforderlich. Es geht um den Gewinn eines gewandelten existentiellen Selbstverständnisses angesichts unserer Verletzlichkeit und Endlichkeit. Dieses neue Verständnis impliziert eine Gesellschafts-, Kultur-, Medien-, und Ideologiekritik an oberflächlichen und eindimensionalen Lebensidealen, die weit verbreitet sind, die aber dennoch täuschender Schein sind, weil sie die wahre Wirklichkeit verkennen. Heute wird allenthalben das Lebensideal einer oberflächlichen Spaß- und Freizeitgesellschaft kultiviert: Jungsein, Fitness, Wellness, intensiver Konsum, ausgelebte Sinnlichkeit, unbeschwerter Genuss stehen als Werte oben an. Viele populäre Autoren der Lebensberatung und der Popularphilosophie verkünden eine so ausgerichtete Glücksideologie. Sie ist im übrigen sehr gut vereinbar mit der kapitalistischen Ideologie der Profitmaximierung. Die schlichte Weisheit, dass weniger mehr ist, dass Mitte und Maß wesentlich sind, wird existentiell wie ökonomisch verfehlt. Sittlich und moralisch an-

spruchsvoller und wirklich tragfähiger Lebenssinn besteht aber nicht allein in der positiven Befriedigung von Lust – hier gründet im übrigen auch die Fundamentalunterscheidung von Sexualität und Liebe –, sondern weit mehr in der gemeinsamen wie individuellen Bewältigung der vielen negativen Aspekte, die unser Dasein prägen, ob wir wollen oder nicht. Vor diesem Hintergrund lassen sich Altwerden, Kranksein, Leiden und Sterben als Chance zur Eröffnung spezifischer Sinndimensionen begreifen, die oft übersehen werden: die Angewiesenheit jedes Menschen auf wirkliche Kommunikation, auf gegenseitige Hilfe und Mitleid, auf Solidarität und – entscheidend – auf das bewusste Begreifen der eigenen Begrenztheit. Diese Dimensionen gehören zu einem Stadium der Reife und der geklärten Selbsterkenntnis, und damit im Kern zu einem wirklich sinnvollen, über sich selbst aufgeklärten Leben. Bewusst emphatisch, stark formuliert: Diese Dimensionen gehören aus philosophischer Sicht zur Erkenntnis der wahren Wirklichkeit. Zu begreifen ist existentiell wie auch medizinethisch: Gesundheit ist nicht die Abwesenheit von Schmerzen, Störungen und Schwächen, von Endlichkeit und Sterblichkeit, sondern, ganzheitlich betrachtet, die Kraft, mit ihnen zu leben. Und wir sind psychosomatisch irreduzibel ganze Menschen, zerfallen nicht in Leib und Geist, Objektivität und Subjektivität. Selbsterkenntnis, Lebensklärung und Lebensvertiefung werden gerade auch durch die Erfahrung von Leid, Schmerzen und Endlichkeit ermöglicht und erschlossen.

## 2. Leiden und Sterben in der philosophischen Tradition

Diese Einsicht lässt sich auch auf die gesamte Problematik des Sinnes von Leiden und Sterben beziehen.

Wir können diese Perspektive eines gewandelten Verständnisses humanen Lebens in einem zweiten Schritt nun mit wesentlichen Ansätzen der philosophischen Tradition vertiefen. Mit der klassischen goldenen Regel bzw. mit einer Anwendungsform des Kategorischen Imperativs von Kant können wir formulieren: Wir sollten die Kranken, Leidenden und Sterbenden nur so behandeln, wie wir in entsprechenden Situationen selbst behandelt werden wollen. Diese existentielle, individualistische, das moralische Selbstverständnis betreffende Maxime muss auf sozialetischer Ebene rechtsstaatlich ausgestaltet werden: als Gerechtigkeit zwischen den Generationen. Die Achtung der irreduziblen Menschenwürde, wie sie auch unser Grundgesetz der gesamten Rechtsordnung vorausstellt, ist nicht einschränkbar oder quantifizierbar. Kranken, Leidenden, Sterbenden, Hilfsbedürftigen kommt sie ebenso uneingeschränkt zu wie Gesunden, Jungen oder Kindern. An einer ernsthaften, glaubwürdigen Beerdigungspraxis wird eindringlich deutlich, dass dem Menschen auch nach seinem Tod als Person bleibend die irreduzible Würde in der

humanen Welt zukommt. Das gilt ebenso uneingeschränkt von den Dementen, den Komatösen, den Sterbenden. Welches Argument sollte für eine Einschränkung oder gar Absprechung ihrer Würde überzeugen? Niemand würde Kindern, die hilflos und ständig auf Beistand angewiesen sind, ihre personale Würde absprechen.

Die Thematik des Sterbens ist aber philosophiegeschichtlich noch viel früher ins Zentrum der Reflexion gestellt worden, und zwar vom Urvater der Philosophie, von Sokrates. Es ist nämlich ein großer und verbreiteter Irrtum, das berühmte sokratische Nichtwissen beziehe sich auf *alles* Wissen.

Das ist keineswegs der Fall. Vielmehr kennt Sokrates zwei Arten des Wissens, die sicher und tragfähig sind – erstens das Fachwissen jeglicher Art: der Bauer weiß zu pflanzen und zu ernten, der Fischer weiß zu fangen, der Architekt weiß zu bauen, der Arzt weiß zu heilen; das zweite sichere Wissen ist das ethische Wissen – ich weiß, welches Handeln übel und schädlich ist, wenn ich z.B. lüge, betrüge, verletze. Das Nichtwissen betrifft demgegenüber Grundfragen über das menschliche Leben im Ganzen, und insbesondere das Verständnis des Lebens und des Todes. Angesichts des Todes erfährt das Nichtwissen seine dramatischste Zuspitzung:

„Den Tod fürchten, das ist nichts anderes als sich einbilden, man wäre wissend, und es doch nicht sein. Es [den Tod fürchten] ist nämlich die Einbildung, das zu wissen, was man nicht weiß. Denn niemand weiß, was der Tod ist, nicht einmal, ob er nicht für den Menschen das größte ist unter allen Gütern. Sie fürchten ihn aber, als wüßten sie gewiß, dass er das größte Übel ist. Und wie wäre dies nicht eben derselbe verrufene Unverstand, die Einbildung, etwas zu wissen, was man nicht weiß.“<sup>1</sup>

Am Ende der Apologie, in den letzten beiden Sätzen, akzentuiert Platons Sokrates noch einmal diesen Bezug des Nichtwissens auf den Tod. Sokrates wendet sich an seine Richter:

„Jedoch, es ist nun Zeit, dass wir gehen, ich, um zu sterben, und ihr, um zu leben. Wer aber von uns beiden zu dem besseren Geschäft hingehe, das ist allen verborgen (ádelon) außer nur Gott.“<sup>2</sup>

Was es mit dem Tod in Wahrheit auf sich hat, bleibt undurchschaubar (ádelon), rätselhaft.

Sokrates lehrt auf diesem Hintergrund das Sterben. Will man zu sich selbst kommen, dann muss man begreifen, dass die leibliche Existenz und ihre physische Verletzlichkeit und Hinfälligkeit nicht das höchste Gut ist. Auch gehört es zur moralisch-praktischen Klugheit, sich gegen Allmachtsillusionen jeglicher Art zu wenden. Unsere endliche Verletzlichkeit prägt unser ganzes Leben, physisch wie psychisch. Es genügt also nach Sokrates nicht, schlicht das

<sup>1</sup> Apol. 29a f.

<sup>2</sup> A. a. O., 42a.